

ZU EINER NEUEN GEDENKKULTUR - HOLOCAUST UND KRIEG. ÜBERLEGUNGEN IM ANSCHLUSS AN CHRISTOPH MECKEL UND UWE TIMM

MICHA BRUMLIK

Vergangenheit, die nicht vergehen will?

Der dem Rechtsradikalismus zuneigende Historiker Ernst Nolte beklagte vor gut zwanzig Jahren, dass die nationalsozialistische Vergangenheit nicht vergehen wolle (vgl. Nolte 1986). Daran war so viel richtig, als historische Vergangenheiten nur soweit präsent und lebendig sind, als es Menschen gibt, die sich ihrer erinnern wollen oder müssen. Dieser Wille zur Erinnerung – wie auch der Wille zur Verdrängung – wird in aller Regel umso stärker sein, je mehr Menschen (noch) leben, die das, was zu erinnern ist, selbst miterlebt haben. Zeitzeugen aller Art an die Geschichte des Nationalsozialismus, Opfer, werden uns noch viele Jahre begleiten – auch wenn sie immer weniger werden. Auch Täter werden noch längere Zeit in unserer Gesellschaft leben – die jüngsten Wehrmachtssoldaten, die den Nationalsozialismus verteidigten, und SS-Männer, die seine Verbrechen exekutierten, gehen in diesen Jahren auf ihren fünfundsechzigsten Geburtstag zu. Umgekehrt sind jene Schülerinnen und Schüler, die heute über Auschwitz Bescheid wissen sollten, um 1990, nach dem Fall der Berliner Mauer geboren. Sie sind mit der Generation der Täter oft nur noch als Enkel oder Urenkel verwandt, in vielen Fällen, als Kinder aus Immigrantenfamilien überhaupt nicht. Sechzig Jahre nach der Befreiung von Auschwitz rücken die dort und anderswo begangenen Verbrechen unwiderruflich in den Bereich des Historischen, des Gewesenen.

Mit der Einweihung des Denkmals für die ermordeten Juden Europas in Berlin wird dieser Umstand symbolisch und öffentlich im Herz der Hauptstadt besiegelt. Mit der Zahl „sechzig“ – sechzig Jahre nach den letzten Mordtaten – scheint eine Epochenschwelle markiert, hinter der die nun wirklich zur Geschichte gewordene Vergangenheit beginnt. Beginnt darüber hinaus diesseits der Epochenschwelle für die Bürger der Bundesrepublik Deutschland eine

neue Zeit, in der sie in Frieden mit sich und der Vergangenheit ihrer Gesellschaft leben können? Das Gegenteil scheint der Fall zu sein: die neuerlich aufbrechende Debatte über die deutschen Opfer: des Bombenkrieges, der Flucht, der Vertreibungen, der Vergewaltigungen und nicht zuletzt der von Hitler und seinen Generälen an allen Fronten des Krieges sinnlos verheizten Landser – oft genug Täter so gut wie Opfer – sowie der hinterbliebenen Familien scheint eindringlich zu beweisen, dass hier ein Thema lange Jahre entweder tabuiert oder verdrängt wurde. Das scheint, nimmt man etwa die Äußerungen eines bekannten deutschen Publizisten, Joachim Fest zur Kenntnis, nicht der Fall zu sein. In einer für diesen sonst so beherrschten Mann ungewöhnlich ressentimentgeladenen Weise gab der Historiker am 9. April der Berliner Zeitung in einem Interview zu Protokoll: „Es gibt viele Deutsche, die unablässig jeden Tag über die Opfer weinen könnten. Meine Verwandten waren gegen Hitler, schon weil mein Vater gegen Hitler war. Auch sie waren Leute, die ihre Heimat verloren haben, die vergewaltigt worden sind, totgeschlagen wurden – und zwar mehr als dreißig Personen. Ich betraue sie sehr. Als Deutscher darf man sie eigentlich nicht einmal betrauern. Es gibt andere Völker, die zwar ein moralisch größeres Recht haben, ihre von den Nazis umgebrachten Menschen zu betrauern. Dass aber unsere unschuldigen Toten dabei vergessen wurden und aus dem Gedächtnis der Welt einfach herausgefallen sind, als hätten sie nie existiert, das ist auch nicht richtig.“ (Fest 2005)

Ein unechtes Tabu...

Gleichwohl ist die Rede von einem Tabu oder gar – wie Fest meint – von einem Trauerverbot bezüglich der deutschen Opfer des Zweiten Weltkriegs im besten Fall Ausdruck historischer Unbildung, im schlechtesten Fall eine geschichtsklitternde Lüge. Tatsächlich kann von Tabuisierung auf keinen Fall die Rede sein: mindestens für die Bundesrepublik West sowie ihre wissenschaftliche – ich nenne die große, wissenschaftlich solide Dokumentation des Bundesvertriebenenministeriums –, belletristische, populäre Literatur in Romanen und Illustrierten – ich denke etwa an Jürgen Thorwalds schon 1949 erschienenes Buch über die „große Flucht“ oder an den Langzeitbestseller von Hans Graf Lehndorff „Ostpreußisches Tagebuch“, die frühen und mittleren Romane und Erzählungen von Siegfried Lenz, vor allem das 1981 erschienene „Heimatismuseum“ –, die Spielfilme – ich denke an Frank Wisbars frühe Verfilmung der Katastrophe der Wilhelm Gustloff, „Nacht fiel über Gotenhafen“, oder die Schlacht um Stalingrad – und die Zusammenkünfte etwa der Vertriebenenverbände zu Pfingsten. Und es ging nicht nur um die Vertreibung: Der Volksbund Deutsche Kriegsgräber fand gerade in den fünfziger Jahren mit seinen jährlichen Veranstaltungen zum Volkstrauertag großen Zuspruch, die sogenannte

Trümmerliteratur von Wolfgang Borchert bis zu Hans Erich Nossack hat – entgegen dem Diktum W.G. Sebalds – früh und intensiv auch den Untergang der deutschen Städte im Bombenkrieg zum Thema gehabt. In seinem 1999 erschienenen Roman „Tagundnachtgleiche“ hat Dieter Forte das Ende einer Bombennacht in Köln im Jahr 1945 geschildert: „Irgendwann wurden von außen Holzbohlen unter die Kellerdecke getrieben, die Kellerlöcher wurden aufgeschlagen, sie wurden herausgezogen, man warf ihnen eine Decke über den Kopf, weil die Luft zum Versengen heiß war, sie stolperten, fielen hin, sie standen wieder auf, schauten unter ihrer Decke hervor, standen in einer Reihe ordentlich nebeneinandergelegter Toter, die vom Feuer verkohlt oder vom Wasser aufgeweicht, auf ihr Massengrab im Löschkalk warteten, während ein zusammengetragener Haufen von Köpfen, Beinen, Armen, geteilten Rumpfen von KZ Gefangenen mit großen Schaufeln auf einen Lastwagen geladen wurde.“ (Forte 2003: 543)

So haben das Schicksal und die Erfahrungen von Kindern während des Bombenkrieges in der Literatur durchaus ihren Niederschlag gefunden, während die Literatur zu den gefallen oder gefangenen Vätern seit dreißig Jahren kaum noch abreißt. Man kann es drehen und wenden wie man will: Tabus sehen anders aus. Wenn es also überhaupt so etwas wie ein Tabu gibt, dann handelte es sich um das innere Tabu – man sollte wohl besser von einer inneren Zensur sprechen – einer jüngeren Generation, die in ihren Zwanzigern den ihnen als Opfer und Täter durchaus bekannten oder doch erahnten Eltern nicht verzeihen mochten, da sie auch – oft genug – in vielen Fällen mörderische Täter oder schäbige Nutznießer waren. Hanns-Josef Ortheil hat dieser Erfahrung immerhin schon vor dreizehn Jahren, 1992 prägnanten Ausdruck verliehen: „Und so war der Haß auf meinen Vater, der mich immer wieder befallen hatte, ein Haß auf die Zeitzeugenschaft meines Vaters gewesen, ich hatte ihm keine persönliche Schuld unterstellen, und doch hatte ich ihn als einen noch lebenden Zeitzeugen und als lebendes Überbleibsel der Vergangenheit gehasst. Denn ich hatte mir meinen Vater als tapferen Menschen und, wenn es die Judenverfolgungen betraf, sogar als Helden vorstellen wollen, ich hatte hören wollen, daß mein Vater auf der Seite der Verfolgten gestanden, etlichen von ihnen das Leben gerettet oder sonstige Heldentaten vollbracht hätte. Mein Vater aber hatte sich – ich habe nie erfahren, ob aus Unwissenheit, Lethargie oder Angst, nicht einmal das habe ich erfahren – nicht um das Schicksal der Juden gekümmert, und genau das, diese mangelnde Zuwendung oder Stellungnahme, hatte ich ihm vorgeworfen.“ (Ortheil 1999: 108)

Andere konnten, wenn sie wollten, Gewissheit finden. Martin Pollack, dessen Buch „Der Tote im Bunker“ im vergangenen Jahr erschien, musste zur Kenntnis nehmen, dass sein Vater ein Massenmörder war – Leiter einer SS-Einsatzgruppe, die in Slowenien Juden zu erschießen hatte. Zwischen Massengräbern in Slowenien wird dem inzwischen sechzig Jahre alten Autor klar, vor

einem unlösbaren lebensgeschichtlichen Rätsel zu stehen: „In jenem Moment hatte ich verstanden, daß es mir nie möglich sein würde, eine Antwort auf die quälende Frage zu finden, wie es geschehen hatte können, daß ausgerechnet mein Vater „kraft seiner Kompetenzen“ diese Taten angeordnet, vielleicht selber zur Waffe gegriffen hatte. Der Vater, der Sturmbannführer, dem einer seiner Männer Jahrzehnte später bescheinigen sollte, er sei stets human verfahren. Human. Was bedeutete das“ – so fragt Pollack – „in der Sprache der Täter?“ (Pollack 2004: 221)

Kann angesichts dessen das sogenannte eigene Leiden angemessen artikuliert werden? Bombenkrieg, Flucht, Vertreibung und Vergewaltigungen von Deutschen wirkten sich unbestritten subjektiv in großem Leiden aus und dennoch kommt für die künftige politische Kultur dieses Landes alles darauf an, dieses Leiden nicht nur zu artikulieren, sondern in seinen historischen Zusammenhängen zu verstehen und es politisch verantwortungsvoll zu bewerten.

Gewiss: Einem menschenrechtlich sensibilisierten Bewusstsein kann heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts überhaupt nicht verborgen bleiben, dass die Kriegsführung der Alliierten keineswegs immer den heutigen menschenrechtlichen Kriterien entsprach, sondern oft genug in massiven Verstößen schon gegen das damals geltende humanitäre Kriegsvölkerrecht bestand. Sowohl die Strategie des „moral bombing“ wie es z.B. die britische Royal Air Force betrieb, als auch die Plünderungen und Vergewaltigungen, die Angehörige der Roten Armee verübten, bis zu den Erniedrigungen, Inhaftierungen und Enteignungen, die tschechische und polnische Milizen an Deutschen im Osten, in Böhmen und Mähren begingen, sind moralisch, rechtlich und politisch inakzeptabel (vgl. hierzu Brumlik 2005).

Gleichwohl: Es kann – obwohl immer wieder gesagt – nicht oft genug wiederholt werden: Ohne Coventry und Rotterdam weder Hamburg noch Dresden, ohne den Überfall auf die sogar mit Hitler verbündete UdSSR keine Ausschreitungen der Roten Armee auf deutschem Boden, ohne die Ausrottung der polnischen Eliten und die Versklavung und Ermordung keineswegs nur jüdischer Polen keine Austreibung aus Pommern und Schlesien, ohne den Verrat der nichtjüdischen, deutschsprachigen Bewohner Böhmens und Mährens an der gewiss nicht einem multikulturellen Ideal entsprechenden, tschechisch dominierten tschechoslowakischen Republik keine Aussiedlung aus den Sude-tengebieten. Da aber die Artikulation erfahrenen Leidens jedem zusteht, ob schuldig oder nicht, besteht die Schwierigkeit einer künftigen Gedenkkultur aus demokratischem Geist darin, zwei sehr unterschiedlichen Phänomenen gerecht zu werden und dabei der Versuchung zu widerstehen, sie vorschnell auf einen Nenner – sei es der der Traumatisierung, sei es jener genozidaler Handlungen in der Moderne im Allgemeinen – zu bringen, sondern beiden Phänomenen ihrem Wesen gemäß zu entsprechen. Während es im Gedenken nicht nur an die ermordeten Juden Europas darum geht, den unschuldig ausge-

grenzten, vertriebenen, vernutzten und unter unsäglich Qualen ihrer Würde beraubten und schließlich ermordeten Juden, Roma, Polen und Russen sowie allen Opfern der eugenischen Politik der Nationalsozialisten Respekt zu erweisen, geht es bei der Erinnerung an das durch Krieg, Bombennächte, Flucht und Vertreibung erzeugte Leiden um die – psychologisch – ungleich schwierigere Aufgabe, ein Leiden an und von Menschen zu artikulieren, die oft genug nicht nur Opfer von Kriegshandlungen, sondern auch deren Verursacher oder Nutznießer waren. Dass damit all jene, die damals Kinder oder Jugendliche waren, nicht gemeint sein können, versteht sich von selbst. Allerdings: ob jemand ein „Kriegskind“ war, hing nicht davon ab, ob er oder sie während der Kriegszeit in Deutschland lebte, sondern davon, wo. Christoph Meckel hat in seinem „Suchbild. Meine Mutter“ seine Kriegszeit in Freiburg im Breisgau geschildert: „Schwarzwälder Sommerferien während des Kriegs. Mit Leiterwagen, Rucksäcken, Eimern und Gläsern und der fest verpackten Grundnahrung für sechs Wochen (Zucker, Graupen, Nudeln und Haferflocken) traf man am Bahnhof von Littenweiler ein [...]. In heißen Tagen und Nächten verschwand die Zeit. Wie viele Wunder nahm der Sommer auf. Peitschenknallen und Viehhüten an den Halden, das Heu, der Staub und der Heustaub auf den Tennen, die Milcheimer in den Brunnen, das Melken der Kühe, das Schnitzen der Schindeln, die Kornerte und die Strau. Ich holte Brot und Milch vom Steigerhof, die Post kam gegen Mittag im Pferdegespann. Ich nahm die Feldpost meines Vaters mit, der war in Polen, und dort war der Krieg.“ (Meckel 2005a: 53)

Auf jeden Fall werden für eine neue Gedenkkultur allerhöchste Ansprüche an das gestellt, was die Sozialpsychologie als „Ambivalenztoleranz“ bezeichnet, als die Fähigkeit, gleichzeitig einander widerstrebende oder gar gegensätzliche Gefühle auszuhalten. Was schon im individuellen Leben, in der persönlichen Erinnerung schwer genug ist, scheint jedoch dort, wo es um kollektives Gedenken und öffentliche Erinnerung geht, zur fast unlösbaren Aufgabe zu werden – jedenfalls dann, wenn dem nicht eine klare historische Analyse und Bewertung vorausgeht. Sich dabei jener liturgischen und museographischen Formen zu bedienen, die bisher im Rahmen der Gedenkkultur des Holocaust entwickelt wurden, liefe nicht nur in der historischen Sache auf eine Geschichtsklitterung hinaus – die deutschen Opfer waren nicht die Opfer eines Genozids –, sondern versägte auch vor der selbstgestellten Aufgabe, der objektiven Ambivalenz dieses Erinnerns gerecht zu werden.

Literatur und Trauma

Gegenwärtige Versuche, sich mit der Verschränkung von erlittenem bzw. – wenn man so lax sprechen darf – ererbtem Trauma und moralischem Aufbegehren literarisch auseinanderzusetzen, unterscheiden sich von früheren Ver-

suchen – etwa der fünfziger Jahre – dadurch, dass sie sowohl die Entwicklung der bundesdeutschen Gedenkkultur an den Holocaust als auch die Psychologisierung dessen durch den Begriff des Traumas bereits hinter sich haben. Gemessen an dieser Literatur waren die Erzählungen, Romane und Essays des frühen Günter Grass, von Siegfried Lenz, Franz Fühmann, Christa Wolf noch naiv – sie konnten sich noch unmittelbarer zur Sache selbst äußern als Autoren, welche die Debatte um das Gedenken an die ermordeten Juden Europas schon hinter sich gebracht hatten. Einigen wenigen Autoren ist es gelungen, die damit gesetzte Spannung auszuhalten und auch auszutragen.

Uwe Timms „Am Beispiel meines Bruders“ erzählt in schlichter, aber eindrucksvoller Form von einer verspäteten Suche, von der Suche eines inzwischen erwachsenen Mannes, dessen Mutter eben gestorben war, nach seinem älteren Bruder, der sich neunzehnjährig zur SS gemeldet hatte und 1943 nach einem Beinschuss in einem Lazarett in der Ukraine gestorben war. Stephan Wackwitz formal anspruchsvoller Familienroman „Ein unsichtbares Land“ berichtet die Geschichte einer deutschnationalen Familie, in der Kriegsgefangenschaft, Leben im Kaiserreich, Auswanderung in afrikanische Kolonien, Wiederkehr nach Deutschland und Versuche, sich allem zum Trotz in Deutschland wieder zurecht zu finden, im Zentrum stehen. Wackwitz Erzählung hat einen geographischen Mittelpunkt, um den alles kreist: „Noch in den dreißiger Jahren“ so berichtet der Anfangs noch auktoriale Erzähler über die Landschaft in der Nähe von Auschwitz „hat man sich zum Beispiel von unheimlichen Tieren im Lobnitzer Judengrund erzählt, die in Adventsnächten erschienen, oder von gespenstischen Bergen und Wäldern in der Nähe von Bielitz, in die man durch Irrlichter gelockt wurde und aus denen man nicht mehr herausfand.“ (Wackwitz 2003: 8) Stefan Wackwitz intoniert mit seinem Roman das durch und durch Unheimliche dieser deutschen Geschichte und sein Roman kann kaum anders gelesen werden als der Versuch, sich durchs Schreiben von dieser Geschichten zu lösen, sie schreibend durchzuarbeiten, um ihr damit die Macht, die sie über sein Leben haben, zu nehmen. Was den anderen Texten nur indirekt zu entnehmen ist, wird von Wackwitz in einem Traumbild eigens benannt: der von den Sozialwissenschaften sogenannte „transgenerationalen“ Zusammenhang auch bei Schuld und Trauma: „Und ich habe das Gefühl“, so kommentiert der Ich-Erzähler einen Landschaftstraum, „daß dieses Bild verknüpft ist nicht nur mit der Erinnerung an jenen Spaziergang der fünfziger Jahre, den ich bis heute nicht vergessen kann, sondern auch mit Erinnerungen, die ich selbst vielleicht gar nicht gehabt habe, sondern von denen mir mein Vater erzählt hat oder die auf einem andern Weg aus den Erinnerungen meines Vaters und Großvaters in meine gelangt sind, in einer so tiefen Schicht vielleicht, daß alle Erinnerung und alles Bewußtsein dort drunten in Wirklichkeit eins und nicht mehr unterscheidbar sind.“ (Wackwitz 2003: 187)

Man muss diese Passage nicht als Plädoyer für ein diffuses kollektives Unbewusstes lesen, sondern kann sie auch als Schlüssel zum Verständnis eines äußerst komplexen Zusammenhangs von transgenerationaler Delegation, von Abwehridentifikation, scheiternder Empathie und unaufgeklärter historischer Realitätswahrnehmung ansehen. Die Debatte, die sich an Uwe Timms Roman „Am Beispiel meines Bruders“ entzündete, ist dafür ein trefflicher Beleg. Zunächst im Wochenmagazin „Der Spiegel“, dann in dem sozialdemokratischen Periodikum „Neue Gesellschaft“ setzt sich der 1947 geborene Schriftsteller Günter Frantzen mit der „Mitleidlosigkeit“, so der Herausgeber der „Neuen Gesellschaft“, Peter Glotz, „eines bestimmten Typus von Achtundsechzigern mit deutschen Opfern“ auseinander (Glotz 2003: 1). Dabei geht Frantzen auf Timms Buch ein, dem er einen Mangel an bekundeter Ambivalenz vorhält und besonders ankreidet, am Ende des Buches gegen Kriegstreiberei aufzurufen. Frantzens furiose Kritik lohnt ein Zitat: „Daß dieses nachgetragene und deshalb nicht ganz so kostbare pazifistische Credo die Agonie des durch den Dreck kriechenden Menschenrests auf groteske Weise verfehlt, spricht für das Scheitern einer Suche, die sich im behaglichen Gehäuse einer blitzsauberen Gesinnung mit der Verhaftung der üblichen Verdächtigen begnügt und damit in der Sphäre der literaturästhetischen Wirklichkeit überhaupt nicht stattgefunden hat. Uwe Timm“ – resümiert Frantzen nun seine Kritik – „könnte der Großvater dieses in der Weite Rußlands verschollenen Neunzehnjährigen sein. Er könnte sich seines Bruders erbarmen. Er könnte den Kopf des seiner Uniform, seiner Gewaltinsignien und seiner pubertären Großmäuligkeit beraubten, auf seine kreatürlichen Abmessungen geschrumpften Jungen in seinen Schoß betten und ihm das Sterben erleichtern: Ich werde nie genau wissen, wer du bist und was du getan hast. Aber ich stehe bei dir, weil ich dein Bruder bin.“ (Frantzen 2003: 7)

In seiner paradoxen Forderung nach Mitleid und Erbarmen übergeht Frantzen freilich das tiefe Erschrecken, das Timms Buch durchherrscht. In einem Brief vom Juli 1943 muss Timm lesen, dass beider Mutter ihrem im Feld stehenden Sohn mitgeteilt habe, dass er – der damals dreijährige – alle Russen totschießen wollte: „Wie die Goldmutsch mir schrieb, willst Du alle Russen totschießen und dann mit mir türmen“, weshalb der Autor kaum anders kann, als sich sechzig Jahre später zu fragen: „Wie kommt ein dreijähriges Kind dazu, alle Russen totschießen zu wollen? Es war die selbstverständliche Rede. Es könnte aber auch eine höchst indirekte mütterliche Aufforderung gewesen sein, zu desertieren, die, wegen der Briefzensur, einem Kind in den Mund gelegt worden war. Denn es ergibt keinen Sinn, wenn man alle Russen totschießt, muß man nicht mehr türmen.“ (Timm 2003: 57f.)

Ein gewundener Gedankengang, der nur vor dem Hintergrund eines lebenslangen, offenbar nicht lösbaren Rätsels verständlich wird, Inbegriff eines Unheimlichen, an das nicht zu rühren war, eines Unheimlichen, gegenüber

dem sich der jüngere Bruder gradeso verhielt, wie die Braut im Märchen von Ritter Blaubarts Buch, einem Märchen, das dem Kind Uwe Timm so unheimlich war, dass er die Lektüre stets vor dem Öffnen der letzten Tür abbrach, und das er erst, als er erwachsen wurde, zu Ende lesen konnte. „Sie aber erschrak so heftig,“ referiert Timm das Märchen, „daß sie die Türe gleich wieder zuschlug, aber der Schlüssel sprang dabei heraus und fiel in das Blut. Geschwind hob sie ihn auf und wollte das Blut abwaschen, aber es war umsonst, wenn sie es auf der einen Seite abgewischt, kam es auf der anderen Seite wieder zum Vorschein.“ (ebd.: 11) Timms „Am Beispiel meines Bruders“ handelt davon, wie ein inzwischen an der Schwelle zum Alter stehender Mann seine kindliche Angst überwindet und der Wahrheit – der Wahrheit der eigenen Familie, seiner Mutter, seines Vaters und seiner selbst – auf die Spur kommen will, eine Selbsterforschung, die einen bisher im Schatten stehenden Teil der eigenen Persönlichkeit ans Licht ziehen will, einen Teil, der den Autor selbst zum – wie er schreibt – „Nachkömmling“ gemacht hat: „Abwesend und doch anwesend hat er mich durch meine Kindheit begleitet, in der Trauer der Mutter, den Zweifeln des Vaters, den Andeutungen zwischen den Eltern.“ (ebd.: 10)

Die Unterscheidung der Abfolge von Anwesenheit und Abwesenheit ist indes nicht nur das Ergebnis von Lernschritten in der frühesten Kindheit – also dem Spiel –, sondern auch Ausdruck einer Angst vor der Wiederkehr der Toten, die in Gestalt der Wieder- und Doppelgänger in Literatur und Halluzination gleichermaßen belebt werden kann. In seiner Studie über das „Unheimliche“ aus dem Jahr 1919 hat Sigmund Freud das Gefühl des Unheimlichen im Falle des Doppelgängertums mit Erfahrungen erläutert, wonach der eine „das Wissen, Fühlen und Erleben des andern mitbesitzt, die Identifizierung mit einer anderen Person, so daß man an seinem Ich irre wird oder das fremde Ich an die Stelle des eigenen versetzt, also Ich-Verdopplung, Ich-Teilung, Ich-Vertauschung – und endlich die beständige Wiederkehr des Gleichen, die Wiederholung der nämlichen Gesichtszüge, Charaktere, Schicksale, verbrecherischen Taten, ja der Namen durch mehrere aufeinanderfolgende Generationen.“ (Freud 1999: 246)

Uwe Timms Bruder hatte sich im Alter von neunzehn Jahren, im Jahr 1942, freiwillig zur Waffen-SS gemeldet und war nach einem Beinschuss und einer Amputation 1943 gestorben. Ein schwächliches Kind, das sich zu Hause gerne versteckte, ängstlich und anständig, meldete er sich im Dezember 1942 als Panzerpionier bei der SS-Totenkopfddivision. Die familiäre Überlieferung – Timms Mutter will sie vom älteren Bruder mitgeteilt selbst gehört haben – weiß von einer unheimlichen Begebenheit auf dem Weg nach Hamburg-Ochsenzoll zu erzählen, wo sich nicht nur die SS-Kaserne, sondern auch eine psychiatrische Anstalt befand. In der Abenddämmerung, vor dem Hintergrund eines wolkenlosen Himmels, des Mondes, der soeben über einem Gehölz aufgegangen war, entdeckt der Bruder einen Mann, den er nach dem Weg zur Ka-

serne fragt. Der gefragte Mann redet kaum und geht voran, um sich schließlich auf die beunruhigte Frage des Bruders, ob man noch auf dem richtigen Weg sei, zu antworten: „Ja. Wir gehen zum Mond, da, der Mond lacht, er lacht, weil die Toten so steif liegen.“ (Timm 2003: 14) Als sich Timms Bruder Ende 1942 zur Waffen-SS meldete, war die Schlacht um Stalingrad so gut wie entschieden und die Rote Armee rüstete sich für den letzten Vorstoß auf die eingegrabenen, hungernden und frierenden Landser, denen nichts anderes übrig blieb, als auf den Tod zu warten. Das Frühjahr 1943, in dem Karl Heinz Timm an die Front kam, war durch die Vorbereitungen für die letzte große Offensive der Wehrmacht, den Angriff auf den Bogen von Kursk geprägt, eine Schlacht, die – eher noch als das vor allem symbolische Stalingrad – in militärischer Hinsicht zur Entscheidungsschlacht werden sollte. Im März erreicht die Familie ein Brief des Bruders von einem Brückenkopf über den Donez. Dieser Brief wird dem Autor Uwe Timm auf dem Weg seiner Selbsterforschung zur Qual, berichtet er doch vom Sichtkontakt zwischen dem jungen, freiwilligen SS-Mann und Soldaten der Roten Armee: „Brückenkopf über den Donez“ heißt es da lakonisch, und weiter: „75 m raucht Iwan Zigaretten, ein Fressen für mein MG.“ (ebd.: 2) An was wird er, so fragt sich Timm Jahrzehnte später, gedacht haben, als er derlei schrieb. Eine Woche später erliegt der „SS-Sturmmann“ Karl Heinz Timm seinen Verletzungen. Uwe Timm erwächst seinem verdrängenden, deutsch-nationalen Elternhaus und wird zu einem viel gelesenen, politisch engagierten, lange Zeit der DKP nahe stehenden Schriftsteller – Orientierungen, die er Ende der achtziger Jahre aufgab.

Sechzig Jahre später liest Timm auf Vermittlung des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels in Kiew. „Am Tag meiner Ankunft“ – so sein Bericht – „es war zufällig die Zeit, in der mein Bruder verwundet worden war, wurde ich morgens im Hotel durch Telefonschritten geweckt. Ein Traum, ein dunkler, ein im plötzlichen Erwachen nur noch undeutlicher Traum, in dem auch er schattenhaft vorgekommen war. Im Schreckzustand versuchte ich aufzustehen. Ich konnte nicht. In beiden Beinen war ein unerträglicher Schmerz [...]. Ich rollte mich aus dem Bett, kroch am Boden dem schrillen Ton entgegen [...], faßte den Hörer, eine Stimme, unverständlich und fern, die plötzlich, nachdem ich immer wieder Hallo gerufen hatte, verstummte. Im Sessel sitzend, konnte (ich) den Schmerz in den Waden lokalisieren, ein Krampf in beiden Beinen [...].“ (ebd.: 125)

Uwe Timm ist ein durch und durch redlicher Autor und es spricht alles für die Wahrheit seines Berichts. Aber auch wenn nicht alles protokollarisch genau wahr wäre, exponiert seine Erzählung ein Problem, das bisher zu wenig beachtet und doch ernst zu nehmen ist: die Frage der sich nur allmählich lösenden Traumatisierung der Generation der um 1940 geborenen Deutschen, einer Traumatisierung, die über das, was Mitscherlich & Mitscherlich bezüglich der „Unfähigkeit zu trauern“ geschrieben haben, insofern hinausgeht, als

hier nicht die Verdrängungsleistungen von Erwachsenen zur Debatte stehen, sondern die Traumata von Kindern, von – so müssen wir präziser sagen – Kindern, die inzwischen an der Schwelle zum Alter stehen, die sich in ein verantwortetes Verhältnis zu Leiden und Schuld der Eltern bzw. ihrem eigenen Leiden und ihrer Haltung dazu setzen wollen. In der Tat: die Kinder der Täter haben es auf ihre eigene Weise schwer. Sie leiden an einem Alp, weil sie – was Schuld, Verstrickung oder auch nur moralische Schädigung ihrer Eltern betrifft – nicht nur mit den äußeren Verletzungen durch Bombenkrieg, Trennung von den Eltern und Vertreibung fertig werden müssen, sondern weil sie sich – weit gravierender – mit den nicht selbst gemachten Erfahrungen einer Generation, die, indem sie in einen verbrecherischen und mörderischen Krieg zog, nicht nur selbst zu Opfern wurde, sondern auch noch die eigenen Angehörigen zu Opfern machte, auseinandersetzen müssen. Die Folge dieses doppelten Vergehens hat Ralph Giordano die „Zweite Schuld“ genannt (Giordano 2000). Präziser als es jeder Psychologe könnte, hat der Schriftsteller Christoph Meckel den deutschen Nachkriegsfamilien in seinem „Suchbild: Über meinen Vater“ die Diagnose gestellt: „Der Krieg hatte die Familien zugrunde gerichtet. Die Väter taumelten nach Hause, lernten ihre Kinder kennen und wurden als Eindringlinge abgewehrt. Sie waren fürs erste verbraucht und hatten nichts Gutes zu sagen. Der für den Vater freigehaltene Platz wurde von einem Menschen besetzt, der fremd und feindlich oder zerrüttet war und Position als Erzieher bezog – das war nicht glaubhaft. Beschädigte Ehen und verstörte Gefühle, Ruinen, Hunger und schlechte Aussicht auf Zukunft, zehnmal geflickte Strümpfe und kalte Öfen – wie sollte da Freude in den Familien sein. [...] Die deutsche Familie im nicht mehr deutschen Vierzonenland war mit Verdrängung beschäftigt, mit Kriegsneurose und Schuldbeschwichtigung, mit ruinierten Nerven und Impotenz. Sie war mit den Folgen von Angst und Zerstörung beschäftigt, krankte an intellektueller Auszehrung und plagte sich mit Depressionen ab.“ (Meckel 2005b)

Wenn Christoph Meckel recht hat, dann stellt die Forderung, sich endlich an die Bombennächte, die Vertreibung, den Hunger und die Vergewaltigungen auch öffentlich erinnern, der durch den Feind, die alliierten Bomber, die Rote Armee, die tschechischen und polnischen Milizen zugefügten Traumata gedenken zu dürfen, kaum weniger dar als eine weitere, eine letzte Verdrängung – Verdrängung eines Schmerzes, der stärker war als die durch Sirenengeheul, Brandnächte, Kälte und Hunger zugefügten Sensationen – des Schmerzes über einen Vater, der alles, was dem Leben der Kinder hätte Intensität und Freude geben können, zerstörte. „Was der Vater betrieb“ – so noch einmal Christoph Meckel – „war die konstante Entwertung, die Entwertung seiner selbst und des Lebens der andern. Er war der Entwerter. Das Leben war anderswo.“ (ebd.: 137) Und es wird auch nicht, so könnte man hinzufügen, dadurch zurückkommen, dass man jetzt die alliierte Kriegsführung in den Blick nimmt.

Die Aufhebung der ethnisch gebundenen Erinnerung

Die gegenwärtigen Auseinandersetzungen über die Bedeutung der deutschen Opfer des Zweiten Weltkriegs ereignen sich in einem gesellschaftlichen Klima, das durch wachsenden Antisemitismus gekennzeichnet ist. Obwohl jüdenfeindliche Einstellungen seit Ende des Zweiten Weltkriegs bis in die neunziger Jahre im Großen und Ganzen kontinuierlich auf etwas mehr als 20% abgenommen haben und sich vor allem in bildungsfernen Schichten von Personengruppen mit ungünstiger Beschäftigungslage zu konzentrieren schienen, ist – ausweislich der Untersuchungen der Bielefelder Forschungsgruppe um Wilhelm Heitmeyer (vgl. Heitmeyer 2005: 224f.) – spätestens seit der Jahrtausendwende in Deutschland ein deutliches Anwachsen antisemitischer Einstellungen auch und gerade in gebildeten Mittelschichten aller politischer Couleur – von konservativ bis linksliberal – zu verzeichnen. Dabei wird den Juden vor allem vorgeworfen, den Deutschen immer wieder ihre Taten vorzuhalten.

In ganz anderer Weise verändert sich das Geschichtsbild der künftigen Staatsbürger, handele es sich nun um eingeborene ethnische Deutsche oder Nachkommen von Immigranten, aus denen sich mittelfristig – jedenfalls in den großen Städten – schon in zwei Jahrzehnten etwa 50% der Jugend rekrutieren wird. Während es bei den „ethnischen Deutschen“ der Geburtsjahrgänge ab 1990 mit Sicherheit nicht mehr die Eltern, immer weniger die Großeltern, sondern die Urgroßeltern waren, die den Nationalsozialismus entweder nur erlebten oder auch aktiv mittrugen, lassen sich bei Nachkommen von Immigranten, zumal aus dem mediterranen Raum, überhaupt keine familiengeschichtlichen Verbindungen zum Schicksal der europäischen Juden mehr vorfinden.

In welcher Weise sich die kurzfristig weder in den tonangebenden Mittelschichten noch in der nachrückenden Jugend veränderbaren Einstellungen – bei anhaltender, mit deutlichen Entsolidarisierungseffekten einhergehender sozialer Krise – auf das Geschichtsbild der deutschen Bevölkerung auswirken und zu einer Wiederbelebung nationalistischer Haltungen führen werden, ist derzeit offen. Umso drängender stellt sich die Aufgabe, die Rahmenbedingungen einer der Würde des Menschen und der Demokratie verpflichteten nationalen Gedenkkultur zu ermitteln, die vor der Aufgabe steht, jene beiden – der historischen Sache nach ebenso zusammengehörigen wie ihrer moralischen Bedeutung nach so unterschiedlichen – Leidensspuren, der Massenvernichtung der europäischen Juden hier und der Folgen von Krieg und Vertreibung dort, so in das kollektive Gedächtnis aufzunehmen, dass daraus motivationsbildende Kräfte für eine auch in Zeiten der Krise stabile Demokratie erwachsen. Dazu gehört indes in erster Linie, das Gedenken an beide Leidensspuren aus seinem legitimen, ethnischen Kontext zu lösen – und das heißt: die politisch historische Verantwortung, die ja anderes ist als bloße Haftung, sowohl für das histo-

rische Erbe der Massenvernichtung als auch für das Erbe von Krieg, Flucht und Vertreibung grundsätzlich allen Bürgerinnen und Bürgern anzuhängen. Für eine zukünftige politische Kultur des Gedenkens wird es zwar immer noch eine Rolle spielen, ob die jungen Staatsbürger einer verfolgten Minderheit, etwa Juden oder Roma angehören oder der durch Krieg und Vertreibung drangsalierten Mehrheitsbevölkerung entstammen – am Ende sollte jedoch eine Haltung stehen, die von allen übernommen werden kann: auch und gerade jene, die mit Holocaust und Krieg vermeintlich nichts zu tun haben, weil ihre Großeltern in Portugal, Marokko oder der östlichen Türkei lebten.

Historisch-politische Verantwortung in demokratischer Perspektive, der Würde des Menschen verpflichtet, besteht gerade darin, dass der ethnisch kurzgeschlossene Herkunftsbezug zwar nicht aufgegeben, aber doch aufgehoben wird, und zwar so, dass die diversen historischen Erinnerungen zum kollektiven Gedächtnis einer in sich pluralistischen, ganz unterschiedlich komponierten Nation von StaatsbürgerInnen wird, die sich bewusst dafür entschieden haben, ihr Leben in einem Staat zu führen, der während zwölf Jahren zum Schrecken und Unglück nicht nur für Europa und die Welt, sondern auch zum millionenfachen Verhängnis seiner eigenen Bürger und ihrer Nachkommen wurde. Über die Größe der Schwierigkeit, eine solche Erinnerung für die Zukunft zu etablieren, dürfen wir uns indes keiner Illusion hingeben.

Literatur

- Brumlik, Micha (2005): *Wer Sturm sät... Die Vertreibung der Deutschen*, Berlin: Aufbau.
- Fest, Joachim (2005): »Die Deutschen sind ein wunderbarer Sündenbock«. Interview mit der Berliner Zeitung vom 9.4.2005.
- Forte, Dieter (2003): »Tag und Nachtgleiche«. In: ders., *Das Haus auf meinen Schultern. Romantrilogie*, Frankfurt/M.: S. Fischer.
- Frantzen, Günter (2003): »Wie die deutsche Linke ihre Geschichte entsorgt«. *Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte*, 12.
- Freud, Sigmund (1999): »Das Unheimliche«. In: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. XII, Frankfurt/M.: Fischer, S. 227-268.
- Giordano, Ralph (2000): *Die Zweite Schuld, oder Von der Last Deutscher zu sein*, Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Glötz, Peter (2003): »Editorial«. *Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte*, 12.
- Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) (2005): *Deutsche Zustände. Folge 3*, Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Meckel, Christoph (2005a): *Suchbild. Meine Mutter*, Frankfurt/M.: Fischer.

- Meckel, Christoph (2005b): Suchbild. Über meinen Vater, Frankfurt/M.: Fischer.
- Nolte, Ernst (1986): »Vergangenheit, die nicht vergehen will. Eine Rede, die geschrieben, aber nicht gehalten werden konnte«. FAZ vom 6.6.1986.
- Ortheil, Hanns-Josef (1999): Abschied von den Kriegsteilnehmern, München/Zürich: Piper.
- Pollack, Martin (2004): Der Tote im Bunker, Wien: Zsolnay.
- Timm, Uwe (2003): Am Beispiel meines Bruders, Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Wackwitz, Stefan (2003): Ein unsichtbares Land. Familienroman, Frankfurt/M.: S. Fischer.

